

## Anna Damas SSpS

Sr. Anna Damas SSpS, geboren 1966, arbeitete als Pastoralreferentin im Bistum Aachen und in der Katechetenausbildung in Papua-Neuguinea. In Rom forschte sie zu Geschichte und Spiritualität ihres Ordens, der Steyler Missionsschwestern, mit dem Schwerpunkt interkulturelle Kommunikation. Zurzeit lebt sie in Wien und ist tätig in der Weiterbildung für Ordensleute.



Foto: privat

Anna Damas SSpS

## Geld im Symboluniversum

### Konflikte in internationalen Gemeinschaften

Unweit der Engelsburg in Rom und wenige Schritte entfernt vom Sitz der UISG, der Internationalen Vereinigung der Ordensoberinnen, prangt auf einer Hauswand ein Graffito: „Kopernikus irrte. Die Welt kreist ums Geld.“ Ein resigniert dreinblickender Kopernikus lässt enttäuscht ein paar Münzen fallen.

Jedes Mal, wenn ich an diesem Graffito vorbeikam, beschlich mich der Gedanke, dass diese Feststellung wohl auch für die Ordens-Welt gilt ... Wie viel von unserem Denken und Tun kreist ums Geld? Vielleicht mehr als wir wahrhaben möchten. Wenn wir als Orden über gerade genug Geld verfügten, um unsere eigenen Mitglieder am Leben zu erhalten, nichts aber für Projekte, Stiftungen etc. übrig ist – müssten wir uns dann neu erfinden?

Geld ist Macht, das heißt: Ermächtigung und Handlungsfähigkeit. Und das ist gut

so, denn handeln wollen wir. Nicht die Abkehr von Geld und Besitz, sondern die Neudefinierung davon zeichnete die erste christliche Gemeinde in Jerusalem aus. „Die Menge derer, die gläubig geworden waren, war ein Herz und eine Seele. Keiner nannte etwas von dem, was er hatte, sein Eigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam“ (Apg 4,32), schreibt Lukas von der Urkirche. Das war jedenfalls das Ideal, und Lukas wusste, dass das auch die ersten Christen in Wirklichkeit nicht erreichten. Denn schon im nächsten Kapitel berichtet er vom Täuschungsmanöver des Paares Saphira und Hanania. Sie wollten eben nicht alles mit den anderen teilen.

Die Gütergemeinschaft war und ist ein Wesensmerkmal des Ordenslebens. Sie verwirklicht sich nicht nur im Mikrokosmos des Klosters, sondern auch im Ma-

krokosmos des Ordens. Viele internationale Orden haben Missionsprokuren, die der Generalleitung assistieren, die Gelder des Ordens dem Charisma gemäß einzusetzen. Dabei stellen sich Fragen der Verteilungsgerechtigkeit. Die Gelder kommen meist aus den Ursprungsländern der Orden im globalen Norden und werden auch dort verwaltet. Ordensleute im globalen Süden beklagen manchmal, dass sie nicht gleichermaßen Zugang zu den Finanzquellen haben. Und wenn sie Zugang erhalten, dürfen sie nicht selber entscheiden, wie und wofür sie das Geld ausgeben. Die geldgebenden Instanzen im Orden wiederum beanstanden, dass so manche bereitgestellten Finanzmittel unabgerechnet bleiben oder für andere Zwecke abgezweigt werden.

## Teilen nach Regeln und Beziehungen

Der Wille zu teilen ist da, aber auch das Bedürfnis der Geberseite, die Verwendung der Mittel zu kontrollieren. Aus guten Gründen natürlich: Den Spendern muss Rechenschaft abgelegt werden, und die Überprüfung von staatlicher Seite erfordert akkurate Abrechnungen und Nachweise. Das betrachtet man nicht bloß als eine lästige Pflicht, sondern bringt es mit den Werten von Transparenz und Verantwortlichkeit in Verbindung.

Auf der Empfängerseite wird das unter Umständen anders empfunden. Als ich Verantwortliche unserer Provinz in Papua-Neuguinea war, bat mich eine Schwester einmal um einen höheren Betrag für einen Wassertank. Den wollte sie in ihrem Dorf aufstellen, damit die Leute Zugang zu sauberem Trinkwasser erhielten. „Gut“, sagte ich, „hole bitte mehrere Angebote ein. Später brauche ich

dann die Quittung.“ Auf dem Gesicht der Schwester malte sich enttäuschte Verletzung: „Heißt das, dass du mir nicht traust?!“ Was für mich ein geschäftlicher Vorgang war, der bestimmte formale Schritte erforderte, war für sie eine Vertrauensangelegenheit, die man von Mensch zu Mensch regelt.

Manche Gesellschaften (meist in der sogenannten westlichen Welt) verlassen sich auf objektive Regelungen, die für alle gelten. Sie sehen darin einen Weg, Transparenz, Gleichheit, Zugangs- und Verteilungsgerechtigkeit zu ermöglichen. Andere Gesellschaften aber, wie ich sie in Papua-Neuguinea erlebt habe, bauen eher auf Netzwerke von Beziehungen, um das Miteinander zu regeln. Regeln werden als papieren, abstrakt und unpersönlich empfunden; Familienbände, Geschäftsbeziehungen, Interessengemeinschaften dagegen sind das Schmieröl der Gesellschaft. Wer sich da auf objektive Regeln beruft, verweigert die Beziehung und leugnet familiäre Verpflichtungen. In den „Regelgesellschaften“ dagegen riecht so etwas nach Korruption.

Eine vielbesprochene Erfahrung in internationalen Ordensgemeinschaft ist die Praxis in manchen Kulturen, dass Ordensangehörige ihre Familien mit dem Ordenseigentum versorgen. Von Ordensleuten des globalen Nordens wird das meist mit Missbilligung gesehen. Sie finden, dass die Bindung an die Gemeinschaft Vorrang vor der Familie hat und dass man über das Eigentum des Ordens nicht zugunsten der Familie verfügen darf. Das Kapital des Ordens wurde schließlich von früheren Generationen hart erarbeitet oder stammt aus den Taschen einfacher Leute, die sich etwas „für die Mission“ absparen. Also muss man sorgsam damit umgehen. Die andere Sei-

## Autoreninfo

*siehe gedruckte Ausgabe*

te findet, dass Kindespflicht und Verteilungsgerechtigkeit verlangen, dass Schwestern oder Patres ihren Familien etwas zukommen lassen. Denn oft gehören sie zu den Bessergestellten, die haben und geben können. Wenn der Orden für die Armen da sein will – schließt das dann nicht die eigenen Angehörigen ein? Auch gibt es in vielen Ländern keine Spenderkultur der kleinen Leute: Geld kommt von den Reichen, deswegen kann man es großzügig ausgeben.

Ein Bruder, der einer afrikanischen Kongregation angehört, erzählte mir: „In meiner Kultur ist Ehelosigkeit kein Wert. Wer gewollt kinderlos bleibt, wird leicht des Egoismus bezichtigt und herausgefordert: Wenn du schon keine Kinder in die Welt setzt – was trägst du dann stattdessen zur Zukunft unserer Familie und unseres Stammes bei? Ein materieller Beitrag wird von uns erwartet, sonst fallen wir aus dem Familiennetz heraus. Unser Orden hat es so geregelt, dass jeder Bruder pro Jahr 300 Dollar bekommt, womit er seine Familie nach eigenem Ermessen unterstützen kann.“

### Die Seligkeit des Gebens

„Manche Schwestern meinen, wenn sie kein Geld in der Hand haben, um es in Hilfsprojekte zu stecken und an die Leu-

te zu verteilen, können sie keine Missionarinnen sein“, klagte unsere Missionsprokuratorin nach einer Visitationsreise in verschiedene Länder. Geben ist seliger als nehmen (Apg 20,35), da hat Jesus bestimmt recht. Geben kann aber auch eine subtile Form sein, sich wichtig zu machen und Menschen an sich zu binden. Manche Schwestern erhalten Spendengelder von ihren Angehörigen, der Heimatpfarrei etc. für ihre (Missions-) Arbeit. Laut unseren Konstitutionen gehören diese Gelder der Kongregation, die auch über ihre Verwendung im Sinne der Spender bestimmt. In der Praxis kommt es jedoch vor, dass Schwestern sich das Recht vorbehalten, die Gelder in Eigenregie auszugeben: „Schließlich sind es meine Spendengelder, und die Spender wollen, dass ich sie für meine Arbeit verwende.“ Ich und mein statt wir und unser. Das zieht zu Recht die Kritik anderer Schwestern auf sich, die von Zuhause finanziell nicht unterstützt werden. In Papua-Neuguinea bekamen einheimische Schwestern manchmal von den Leuten zu hören: „Wir ziehen ausländische Schwestern vor. Die tun was, und die bringen Geld mit in die Arbeit.“ Auf dem Provinzkapitel brachten die einheimischen Schwestern ihre Frustration darüber zum Ausdruck. Wir vereinbarten, dass Projekte und Hilfsaktionen nie im Namen einer einzelnen Schwester, sondern immer als Gemeinschaft ausgeführt werden sollen.

Die Tätigkeit der Missionsorden im 19. und 20. Jahrhundert war Teil eines riesigen Transferunternehmens: Transfer von christlichem Glauben, westlichem Wissen, Technik und Bildung. Das hatte viele helle Seiten. Die Missionsorden vollbrachten beachtliche kulturelle Leistungen. Die Missionarinnen und Missi-

onare trugen, nicht selten auf Kosten ihrer eigenen Gesundheit, zu einem Leben in mehr Fülle bei unter den Menschen, unter denen sie wirkten, bis heute. Im jetzigen post-kolonialen Diskurs rücken mehr die Schattenseiten ins Bewusstsein. Mit Recht wehrt sich der globale Süden gegen die Bevormundung und Einflussnahme des globalen Nordens. Der Kulturtransfer soll nicht mehr als Einbahnstraße funktionieren. Wie aber steht es mit dem Geld: Soll es weiterhin fließen wie gehabt?

Der Geldtransfer geschieht oft auf der Annahme: „Wir hier haben das Geld, dort wird es gebraucht.“ Mit anderen Worten: Wir sind reich, sie sind arm. Aber stimmt das wirklich immer? In vielen sogenannten armen Ländern gibt es durchaus reiche(re) Schichten und über Gelder verfügende Regierungen, die in die Verantwortung genommen werden könnten – und sollten, wenn die Entwicklung nachhaltig sein soll.

Auch ist es problematisch, wenn im Fundraising bei Spendern Klischees bedient werden. Eine afrikanische Ordensschwester, die als Gast an einer kirchlichen Spendenaktion in Osteuropa teilgenommen hatte, äußerte sich empört: „Da wurden immer nur Bilder der Slums und Müllhalden gezeigt mit unterernährten Kindern. Ja, die gibt es in meinem Land. Aber mein Land hat auch moderne Städte mit Universitäten und gutgenährten Menschen. Warum zeigt man die nicht?“ Das arme Afrika gibt es nicht. Es gibt Armut in Afrika, wie es sie auch in anderen Teilen der Welt, in allen Teilen der Welt gibt. Neben „Arm und Reich“ werden auch andere, die Vielschichtigkeit der Wirklichkeit verkürzende Gegensätze konstruiert. Etwa: das müde Christentum in Europa – die junge, lebendige

Kirche anderswo. Wir steifen Deutschen – die herzlichen Lateinamerikaner. Weiße Schwester – mit schwarzem Kind auf dem Arm.

In Papua-Neuguinea sah ich die großartigen Leistungen im Aufbau der Kirche, des Bildungs- und Gesundheitssystems des Landes, die dank kirchlicher Gelder vollbracht werden konnten. Das Leben vieler Menschen wurde gerettet und gewann an Qualität. Ich sah aber auch, wie der Einsatz der Gelder in die Tiefenstruktur der Kultur und Gesellschaft eingegriffen hatte. Papua-Neuguinea ist traditionell eine Tauschgesellschaft. Beziehungsnetzwerke werden durch Austausch von Gütern geknüpft. Ursprünglich waren das Muscheln, Schweine und Lebensmittel; heutzutage auch Geld, Coca Cola und Autos. Gaben werden ausgetauscht bei Eheschließungen, Friedensverhandlungen zwischen Stämmen, bei Beerdigungen, Festen und allen Gelegenheiten, bei denen gesellschaftliche Gruppen aufeinandertreffen. Eine Gabe bleibt nie ohne Gegengabe, denn es geht ja um Beziehung und Gegenseitigkeit. Gabe und Gegengabe konstituieren sozusagen einen Vertrag. Als ich neu war im Land, freute ich mich über die vielen Begrüßungsgeschenke, die ich von den Leuten erhielt. Ich begriff nicht sofort, dass ein „Geschenk“ ein Beziehungsangebot ist, das als Antwort mein Gegengeschenk verlangt!

Wer mehr gibt und geben kann als die anderen, genießt höheres Ansehen und erwirbt eine höhere gesellschaftliche Stellung. In Papua-Neuguinea gibt es keine erblichen Herrschaftsstrukturen. Wer den Stamm führen will, muss sich als kompetent erweisen, und Kompetenz zeigt sich unter anderem in der Fähigkeit, Besitz zu erwirtschaften. Ein Führer ist

gleichzeitig Fürsorger, der an andere austeilern kann; als Gegengabe erhält er dafür die Loyalität seiner Anhänger.

In dieses Gesellschaftsgefüge traten die Kirche und ihre Akteure mit einem anders gelagerten Verständnis von Geben. Die Menschen wurden als bedürftig wahrgenommen und wurden zu Empfängern christlicher Caritas. Diese ist frei, ohne Gegenverpflichtung: „Umsonst habt ihr empfangen, umsonst sollt ihr geben“ (Mt 10,8). Die kirchlichen Akteure betteten sich also nicht ein in das Geflecht von Gabe und Gegengabe, das Beziehungen mit gegenseitigen Verpflichtungen schafft, sondern traten als gutbemittelte Geber und damit in den Augen der Menschen mit einem Führungsanspruch auf. Umgekehrt bedeutet das: Wenn Menschen sich der Kirche anschließen, ihr also Loyalität bezeugen, haben sie einen Versorgungsanspruch. Das Bild von der Kirche als (aus dem Ausland finanzierter) Versorgungsinstitution ist eingefleischt. In den 90er-Jahren führte die katholische Kirche in Papua-Neuguinea eine groß angelegte Bewusstseinsbildungs-Kampagne durch: „Wir selbst sind Kirche“, um diese Schieflage zu beseitigen – mit mächtigem Erfolg.

## Geld als Symbol

Eine Schwester geht auf Reisen oder zum Einkauf in die Stadt. Die Verantwortliche gibt ihr ausreichend Geld mit, also zusätzlich etwas für Eventualitäten. Sie geht davon aus, dass die Schwester nicht benötigtes Restgeld zurückbringt. Verantwortlichkeit ist, ihrer Meinung nach, Sparsamkeit und Umsichtigkeit mit der Ressource Geld. In der kulturellen Welt der anderen Schwester aber gibt es vielleicht keine Sparkultur; Geld wird dann

ausgegeben, wenn und soviel man gerade hat. Es wird nicht nur für „Notwendiges“ genutzt, sondern auch, um das Leben zu genießen und Beziehungen durch Geschenke zu pflegen. Außerdem ist ein gegebener Betrag wirklich in die Hand des/der anderen gegeben; es wird keine Rechenschaft verlangt, geschweige denn ein Teil zurückgefordert. Der Konflikt ist vorprogrammiert ...

Die angeführten Beispiele dürften deutlich gemacht haben, dass Geld eben nicht nur Beträge sind, mit denen man neutral rechnen kann. Geld ist vor allem ein Symbol, das eingebettet ist in das jeweilige Symboluniversum der Gesellschaft. In internationalen Ordensgemeinschaften ist es unerlässlich, sich dieser unterschiedlichen Symbol- und Wertewelten bewusst zu sein, wenn man einander nicht verletzen und enttäuschen will. Scheinbar „einfache“ Dinge können eine Tür zu „kulturellen Hinterwelten“ öffnen. Wichtig ist immer, zu sehen, dass hinter kontrastierenden Sicht- und Verhaltensweisen jeweils Werte stehen. Wenn ich meine Werte im Verhalten der anderen nicht erkennen kann, heißt das nicht, dass sie keine Werte haben; es heißt, dass sie andere Werte haben. Diese gilt es zu entdecken.

Das bedeutet dann nicht, alles „so stehen lassen“ und tolerieren zu müssen. Toleranz ist manchmal die Vermeidung von notwendigen Konflikten und damit von wirklicher Begegnung. Man kann die unterschiedlichen Positionen sehr wohl vergleichen und miteinander ins Gespräch bringen. Damit das gelingt, muss man die jeweils andere Werte-Welt aber erst einmal sehen und verstehen lernen.